

Ronald Hitzler

## Goffmans Perspektive Notizen zum dramatologischen Ansatz

„All the world's a stage  
And all the men and women merely players.  
They have their exits and their entrances;  
and one man in his time plays many parts.“  
(William Shakespeare: As You like it)

Dieser Shakespearesche Vers scheint geeignet als Motto für das gesamte Werk des amerikanischen Soziologen Erving Goffman. Er ist es auch - und ist es doch auch nicht. Denn zweifellos, Goffman operiert bei seinen Analysen zum Teil explizit, zum Teil implizit mit dieser Metapher von der Welt als einer Bühne, aber er markiert auch die Differenzen zwischen Theater und Alltag, und seine Konzeption der Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit (in Absetzung von der wissenssoziologischen Konzeption der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit) weist Aspekte auf, die seine Beschreibungen und Deutungen der ‚Inszenierung von Realität‘ nicht völlig in einem einfachen Bühnenmodell aufgehen lassen: „All the world is not, of course, a stage, but the crucial ways in which it isn't are not easy to specify.“ (Goffman 1959, S. 72)

Erving Goffman, geb. am 11.7.1922, gest. am 20.11.1982, hat als M. A. (Chicago 1949) zwei Jahre Feldforschungen auf den Shetland Islands betrieben und 1953 mit einer Arbeit darüber wiederum in Chicago promoviert. Von 1954 bis 1957 war er Forschungsassistent beim National Institute of Mental Health in Washington, wo er in einer Klinik Material für verschiedene Publikationen sammeln konnte. 1958 wurde Goffman Assistant Professor in Berkeley, 1959 Associate Professor daselbst, 1962 Ordentlicher Professor ebenfalls in Berkeley. Von 1968 bis zu seinem Tode war er Professor für Anthropologie und Soziologie an der Universität von Pennsylvania in Philadelphia, und 1981 wurde er schließlich auch zum Präsi-

denten der Amerikanischen Gesellschaft für Soziologie gewählt. Von Erving Goffman sind elf Bücher erschienen, davon wurden bislang zehn ins Deutsche übersetzt (vgl. Literaturliste). Seine Aufsatzsammlung ‚Forms of Talk‘ (1981a) ist bislang lediglich in Teilen ins Deutsche übertragen (vgl. z. B. Goffman 1978).

Die unter Sozialwissenschaftlern verbreiteten Schwierigkeiten bei der Lektüre des Goffmanschen Werkes bestehen nicht darin, daß es ein Problem wäre, zu verstehen, wovon er redet, sondern darin, daß man zwar den Eindruck hat, Goffman habe Bedeutsames zum menschlichen Sozialleben zu sagen, aber daß man nicht so richtig dahinterkommt, was er eigentlich sagen will, bzw. worin die tatsächliche soziologische Bedeutung des Goffmanschen Ansatzes besteht (vgl. Anderson, Hughes, Sharrock 1985, S. 148). Dieses Befremden, das Goffman auslöst, führt etwa bei Alvin Gouldner (1974) dazu, daß er die dramatische Perspektive als Ideologie der neuen, hedonistischen amerikanischen Mittelklasse, sozusagen als deren Party-Soziologie diffamiert (S. 453 ff.).

### 1. Die methodische Rekonstruktion der Inszenierungen

Was Goffman meines Erachtens einführt, ist eine neue, generelle Sicht, klassischer und zentraler Themen der Sozialwissenschaften: sich um das Phänomen des ‚Selbst‘ als gesellschaftlichen Angelegenheit gruppieren

Um die soziologische Relevanz des ‚Selbst‘ deutlich zu machen, bemüht er sich um so etwas wie eine ‚naturalistische‘ Sichtweise, die an Einzelbeispielen sozialen Verhaltens eine zugrundeliegende ‚Ordnung‘ zu rekonstruieren trachtet. Diese Ordnung von Interaktionen, die dazu dient, die Probleme des menschlichen Miteinanders zu bewältigen, erschließt sich für Goffman durch eine Art - von methodologischem Behaviorismus. Dieser *methodologische* Behaviorismus ist, und dies scheint mir für das Verständnis von Goffman sehr wesentlich, eben *keine* Philosophie der menschlichen Natur, *keine* Anthropologie, sondern eine *Forschungsstrategie*. D. h., Goffman wäre mißverstanden, unterstellte man ihm, er denke behavioristisch, er ginge davon aus, es gäbe nur Verhalten und sonst nichts. Was er vorführt, ist lediglich eine (unter anderen möglichen) Sichtweise, die das ‚Selbst‘ *soziologisch*, also in seinen Äußerungsformen, beobachtbar macht. Individuen, so könnte man Goffmans Werk auch skizzieren, werden vor allem unter der Perspektive betrachtet, daß sie mit einem kollektiv organisierten System von Informations-Austausch befaßt und beschäftigt sind.

Aus dieser dramatischen, dramatischen, dramaturgischen oder, wie ich sie im Anschluß an Wolfgang Lipp (1984) nenne, *dramatologischen* Sichtweise, geht es prinzipiell um den in *Situationen* handelnden Interaktionsteilnehmer, um dessen *situative* Orientierungen, Abstimmungen, Aushandlungen, Darstellungen usw. Metaphorisch gesprochen: Der Dramatologe schaut sich an, welche ‚Charaktere‘ unter welchen Bedingungen in welchen Kulissen wie miteinander umgehen. An den (inter-)agierenden ‚Spielern‘ interessiert ihn vor allem, wie sie ihre ‚Rollen‘ meistern, welche Drehbücher sie benutzen und welches Publikum sie wie ansprechen. „Totus mundus agit histonem“ lautet bekanntlich die Inschrift über dem Eingang des Globe Theatre in London. Und zumindest der starke Verdacht, daß alle Welt schauspielert, begründet natürlich auch die analytische Relevanz dieses Ansatzes, der die Welt eben wahrnimmt, ‚als ob‘ sie eine Bühne sei: „Wir stolzieren und ärgern uns ja ein Stündchen auf ihr herum, und dann ist unsere Zeit um.“ (Goffman 1977, S. 143)

Wir haben es bei Goffmans Ansatz also mit einer sozialwissenschaftlichen Perspektive zu tun, die versucht, den Prinzipien menschlichen Zusammenlebens dadurch auf die Spur zu kommen, daß sie es als einen ständigen Strom

wechselseitiger Inszenierungen begreift, dem ein analytisch faßbarer Komplex dramaturgischer Leistungen zugrunde liegt. Anders ausgedrückt: Goffman interessiert sich dafür, wie sich Menschen in sozialen Situationen darstellen, wie sie ihre Darstellungen wechselseitig wahrnehmen und wie sie sie aufeinander abstimmen, also welche Interaktionsordnungen sich im gesellschaftlichen Leben erkennen lassen. Dieses Interesse, so wird berichtet, hat Goffman selber einmal so begründet: „I only put in all this self stuff because people like to read about it.“ (Lofland 1984, S. 8) Wesentlich ist überdies, zu sehen, daß Goffman nicht etwa darauf abzielt, das soziale Leben als ein Insgesamt gegenseitiger Betrügereien zu dechiffrieren, sondern darauf, die sozialen Maßnahmen zu verstehen, die den einzelnen für die anderen erfahrbar, faßbar, erträglich machen.

Die Inszenierung von Wirklichkeit, deren Aufklärung sich der dramatische Ansatz widmet, ist also für den sozial Handelnden insbesondere ein Problem der ‚Selbst‘-Darstellung. Und diese ‚Selbst‘-Darstellung läßt sich, darauf hat insbesondere einer der Lehrer von Erving Goffman, Kenneth Burke (1945), aufmerksam gemacht, eben hervorragend in Analogie zur Analyse von Dramen erfassen: Der sozial Handelnde inszeniert Wirklichkeit, indem er vorgibt, so oder so, dies oder jenes zu sein, und damit darauf abzielt, von anderen auch so wahrgenommen zu werden. Die anderen spielen ein ähnliches Spiel und alle unterstützen so wechselseitig ihre Inszenierungsleistungen.

Diese Grundfiguration der Vergesellschaftung gilt, der dramatischen Auffassung zufolge, für alle Formen des menschlichen Zusammenlebens (vgl. Burns 1972, bes. S. 12 f). Die Inszenierung von Wirklichkeit vermittelt ‚Selbst‘-Dramaturgie meint also nicht eine bestimmte Art von Verhalten, sondern verweist auf eine bestimmte *Sichtweise* gegenüber menschlichem Sozialhandeln überhaupt. Und diese Perspektive finden wir z. B. auch schon bei Georg Simmel: „Das ‚Spielen einer Rolle‘ - nicht als Heuchelei und Betrug, sondern als das Einströmen des persönlichen Lebens in eine Äußerungsform, die es als irgendwie vorbestehende, vorgezeichnete vorfindet - dies gehört zu den Funktionen, die unser tatsächliches Leben konstituieren“ (Simmel 1968, S. 79).

Goffman läßt keinen Zweifel daran, daß eine solche Theatermetapher nicht *alle* Aspekte der menschlichen Wirklichkeit zu erfassen

vermag (viele Momente der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit gehen nicht darin auf), aber sie fördert wesentliche Elemente alltäglicher Wirklichkeit durch ihre komparativen Möglichkeiten zutage. Ganz vereinfacht können wir also sagen, daß aus dramatologischer Sicht Menschen in Interaktionssituationen ein ‚Bild‘ von sich vermitteln, daß sie ihr ‚Selbst‘ darstellen, das von einem Publikum bewertet wird, und daß in diesem Prozeß Wirklichkeit inszeniert wird, indem die an der Situation Beteiligten sich wechselweise als Vorführende und als Publikum betätigen (vgl. Goffman 1969). *Strategische* Inszenierungen stellen lediglich einen Sonderfall alltäglicher Dramaturgie dar (vgl. Habermas 1981, S. 141).

Wenn Dramaturgie des Alltagslebens also keinen speziellen Fall menschlichen Miteinanders, sondern gerade dessen selbstverständliche Routine meint, dann sind wir sozusagen ständig konfrontiert mit dem Phänomen der Inszenierung, ohne daß wir dessen im Normalfall bzw. in der alltäglichen Einstellung gewahr werden. Daraus erklärt sich eben Goffmans Neigung zu einer ‚naturalistischen‘ (also zu einer nicht experimentellen, nicht theoriebeladenen) Soziologie. Er geht davon aus, daß wenn wir etwas über die soziale Welt, zumindest über den Kernbereich der sozialen Welt, über Face-to-face-Situationen in Erfahrung bringen wollen, wir einfach die Augen aufmachen und das Alltagsgetriebe um uns herum anschauen sollten. Damit zusammen hängt auch seine Auffassung, daß wir unter anderem auch unser eigenes Leben als Datenmaterial betrachten und nutzen, und daß alle unsere großartigen Theorien irgendwie falsch sein müssen, wenn wir sie nicht auf unsere eigenen Erfahrungen anwenden können. Das bedeutet nun nicht etwa, daß Goffman damit meint, wir sollten uns auf unsere eigenen Primärerfahrungen als Daten beschränken. Im Gegenteil: Er plädiert nachdrücklich dafür, eine möglichst umfassende, breite und gute Datenbasis zum Ausgangspunkt aller Analysen zu nehmen. (Aber diese schließt eben auch Primärerfahrungen ein.) Das bedeutet für die Forschungsstrategie von Goffman vor allem, daß er Daten *aller Art* verwendet, von Tonbandaufzeichnungen über geschriebene Texte, Feldnotizen, Videoaufnahmen, Interviews und Gelegenheits- sowie systematische Beobachtungen bis hin zu Bildern. Er benutzt alle Quellen, die ihm ergiebig und interessant erscheinen als Datenbasis. Wenn er kein Material vorfindet,

erfindet er sogar ‚mögliche‘ Phänomene (so z. B. in 1978). Kurz: Er bindet sich keinesfalls an eine Datenquelle, sondern arbeitet mit möglichst vielfältigen Vergleichsmöglichkeiten.

Konventionelle Sozialforschung hingegen konzentriert sich oft so vehement auf ihre *verfahrenstechnisch gesicherten* (bzw. als gesichert geltenden) Datenquellen, daß sie alles andere an zuhandelndem Material allzu leicht übersieht. Wo also normalerweise die empirische Phantasie endet, beginnt für Goffman erst seine eigentliche Forschungsarbeit. Wenn er eine ethnographische Untersuchung durchführt, wenn er seine Eingangsdaten gesammelt und analysiert hat, beginnt er die Suche nach weiteren, vergleichbaren Materialien, die neues Licht auf die bisherigen Ergebnisse werfen könnten. So bleibt er auch nicht bei der Lektüre wissenschaftlicher Texte stehen, sondern benutzt zusätzlich z. B. Romane, Biographien und Zeitungen usw. (Seine Dissertation über das Kommunikationsverhalten in einer Insel-Gemeinschaft hat er z. B. nicht veröffentlicht, sondern die Ergebnisse dieser Studie mit sehr viel weiterreichenden Materialien verglichen. Aus dieser generalisierenden Weiterarbeit ist dann jener Klassiker entstanden, den wir deutsch unter dem Titel ‚Wir alle spielen Theater‘ (1969) kennen. Die theoretische Kraft dieses Textes erwächst also aus dieser Verdoppelung von intensiver und extensiver Forschung, aus dem *Vergleich*.)

## 2. Die Vielfalt der theoretischen Korrespondenzen

Vor dem Hintergrund dieses sozusagen ‚ganzheitlichen‘ Forschungsverhältnisses wird auch die Fruchtlosigkeit eines langdauernden Streites um die Zuordnung Goffmans zu bestimmten theoretischen ‚Schulen‘ deutlich. Diese Debatte konzentriert sich nämlich in der Frage, ob sich Goffman im Grunde eher mit dem Aspekt sozialer Prozesse (in Weiterführung des Symbolischen Interaktionismus) oder doch eher mit dem Aspekt sozialer Strukturen (also in der weiteren Nachfolge des Strukturfunktionalismus) befaßt, bzw. welche positionale Zurechnung ihm eher gerecht werde.

M. E. läßt sich Goffman weder hier noch da eindeutig verorten, bzw. restlos verrechnen. Weil er Mead gelesen und gegen Parsons argumentiert und außerdem ethnographisch gearbeitet hat, wird er oft als symbolischer Inter-

aktionist angesehen (vgl. für viele z. B. Steinert 1977). Andererseits sind aber auch strukturalistische Argumentationsstränge in seinem Werk unübersehbar (vgl. hierzu Gonos 1977). M. E. arbeitet Goffman *sowohl* mit der Vorstellung des Menschen als einer ‚Puppe‘ an den ‚Fäden‘ vorgängiger, übergeordneter sozialer Strukturen (bes. in 1971b), *als auch* mit dem Bild des seine Interessen, Zwecke und Wünsche verfolgenden Individuums, das sich – in Grenzen – seinen freien Lebensraum erhandelt (bes. in 1973a, 1981b). Menschen sind mithin in den Augen Goffmans *frei und* determiniert, ihr Leben verläuft in Prozessen *und* Strukturen. Der einzelne *und* die Gesellschaft haben ihre je eigene Existenzweise ebenso wie ihre Interdependenzen. Goffman, um es etwas plakativ auszudrücken, denkt nicht in Kategorien von Entweder-Oder, sondern in den Kategorien von sowohl-als-auch.

Versuchen wir also, Goffman von verschiedenen Denkrichtungen her zu verstehen. Wenn wir seine augenfällige Verwurzelung im Symbolischen Interaktionismus bzw. im Pragmatismus einmal als gegeben hinnehmen, dann erkennen wir außerdem Verbindungen zum Existentialismus, zur Phänomenologie, zum Strukturalismus und in gewisser Weise sogar zu bestimmten Fragestellungen, die in der Semiotik wichtig werden (vgl. Riggins 1990). Implizit und immer wieder auch explizit rekurriert Goffman auf Gedanken von Jean-Paul Sartre, wie den etwa vom ‚Sein-für-andere‘ (vgl. Goffman 1974, S. 318 ff.) oder den der Rollendistanz (vgl. Goffman 1973a).

Vor allem aber ist im Grunde seine ganze Konzeption des ‚Selbst‘ eine Adaptation der existentialistischen Auffassung, daß das ‚Selbst‘ (in der Moderne) eine prekäre Angelegenheit sei (die dem Subjekt Konstruktions- und Inszenierungsarbeit abfordere, wodurch der einzelne sozusagen die Last der strukturellen Widersprüche des modernen Kapitalismus zu tragen, zu ertragen und auszubalancieren habe). Dean MacCannell (1983, S. 4) zufolge ist Goffmans Werk die erste und vielleicht sogar auch letzte ernste soziologische Antwort auf Sartre. Das Konzept der Rollendistanz stellt eher eine existentialistische Reflexion dar als eine Beschreibung von Beobachtungen. Auch die eher philosophische und literarische denn soziologische Art des Umgangs mit dokumentarischem Material bei Goffman führt MacCannell auf den Einfluß Sartres zurück, der an verschiedenen Stellen von Goffman ausdrücklich

notiert wird (z. B. in 1977, S. 313, oder 1974, S. 280).

In der ‚Rahmenanalyse‘ bekennt sich Goffman auch offen zu seinen Bindungen an die phänomenologische Tradition von Edmund Husserl über Alfred Schütz bis zu Berger/Luckmann und Harold Garfinkel (1977, bes. S. 9 ff.), aber auch zum radikalen Empirismus von William James. Bei all seiner Kritik an dieser Richtung verortet er sein eigenes Werk doch eindeutig in der hier vorfindlichen Fragestellung nach den Bedingungen von Erfahrungen bzw. nach dem Phänomen der mannigfaltigen Wirklichkeiten. Was Goffman ‚Rahmen‘ nennt, das sind Interpretationsschemata, die Situationen einen bestimmten Sinn verleihen. Goffmans Rahmenanalyse ist, so gesehen, eine Fortführung und Kritik des phänomenologischen Wirklichkeitsverständnisses (vgl. dazu auch Eberle 1991). Insbesondere setzt er sich mit der dort herrschenden Auffassung von der unproblematischen, hellwachen Bewußtseinsspannung im Alltag auseinander (vgl. Schütz 1971). Er versucht demgegenüber, einen formalen soziologischen Rahmen alltäglicher Erfahrungsmöglichkeiten und Erfahrungsvarianten zu konstruieren und so von der Face-to-face-Situation zu weiteren Vergesellschaftungsformen vorzustoßen. (Was allerdings natürlich für die phänomenologisch reflektierte Wissenssoziologie von Berger/Luckmann (1969) ebenfalls zutrifft – wenn auch mit anderen Intentionen und analytischen Interessen.)

Goffman erweitert also die phänomenologischen Beschreibungen von grundlegenden Erfahrungsstrukturen um genuin *soziologische* Fragestellungen. Dies legt in gewisser Weise eine, bereits angedeutete, ‚strukturalistische‘ Lesart insbesondere seiner späteren Arbeiten nahe. Die Frage, die sich dabei stellt, ist die, ob es Goffman gelingt, eine haltbare Brücke zwischen Mikro- und Makrosoziologie zu schlagen. ‚Strukturalistisch‘ denkt Goffman nicht im Sinne eines Rekurses auf strukturalistische Theorie, sondern dadurch, daß er auf die Logik kultureller Teilsysteme aufmerksam macht, innerhalb derer die Vielfalt von menschlichen Lebensäußerungen sich ereignet (vgl. Frank 1979, S. 17). Vor allem versucht er eben durch die Gegenüberstellung von Erfahrungsrahmen des Theaters und des Spiels zu denen des Alltagslebens solche Systemlogiken oder besser vielleicht: Bereichslogiken durchsichtig zu machen, ihre Organisations-

regeln zu erhellen. Die kulturellen Teilsysteme sind für ihn quasi-autonome Wirklichkeitsbereiche, die nicht ineinander aufgehoben werden können, sondern die so etwas wie eine offene Dialektik der menschlichen Erfahrungsmöglichkeiten bewirken: Menschliche Erfahrung ist in seiner Sicht stets ein schwieriger Balanceakt zwischen Spiel und Ernst, zwischen Wahrheit und Lüge, zwischen Tragödie und Posse, eine dramatische Mischung aus Darstellungen, Vorstellungen und Erscheinungen. Goffmans Doppelsicht konkreter Ereignisse als Inszenierung der Wirklichkeit und als Wirklichkeit der Inszenierung gilt dem Verständnis der Alltagsprobleme realer Menschen in realen Situationen.

Ereignisse im sozialen Leben der Menschen zeigen nach Goffman stets etwas an, werden verständlich als Elemente kommunikativer Austauschbeziehungen, sind, in einem weiten Sinne, ‚Zeichen‘. Goffman hat zwar keinen systematischen Beitrag zu einer semiotischen, d. h. Zeichensysteme analysierenden Soziologie geliefert, aber quer durch sein Werk finden sich semiotische Gedanken (z. B.: der „Begriff *Stigma* als Verweis auf körperliche Zeichen“ in 1975, S. 9). Den von ihm immer wieder gebrauchten Begriff des Zeichens definiert er jedoch an keiner Stelle. Er scheint ihn aber eher im Husserlschen als etwa im Peirceschen Sinne zu verwenden, nämlich als Bewußtseinsgegenstand. Wenn Goffman von Zeichen spricht, dann versteht er sie als Medien zwischen Handelnden, als Ausdrucksmittel. Zeichen sind für ihn Produkte der Stimme, des Gesichtes, des Körpers, die Eigenschaften und Absichten des menschlichen Zeichengebers appäsentieren, repräsentieren oder transportieren. Im Peirceschen Sinne hingegen repräsentieren Zeichen etwas gegenüber jemandem, nicht nur jemandem gegenüber jemandem. Es bleibt also noch zu klären, inwieweit Goffman nicht nur eine Verbindung von der interaktionistischen zur strukturalistischen Soziologie herstellt, sondern ob und inwieweit in seinem Werk auch Anschlüsse der Handlungstheorie an die Semiotik vorgezeichnet sind. Mit Sicherheit aber läßt sich Goffman nicht als Semiotiker im engeren Sinne verstehen. Sein Verständnis der ‚Zeichen‘ ist *eindeutig subjektgebunden*.

Es geht Goffman, um es abschließend nochmals zu verdeutlichen, um die *Vorstellungen* von Handlungssubjekten – im doppelten Wortsinne: Um die Vorstellungen, die sich die

Akteure (von sich, den anderen und der Welt) *machen* einerseits, und um die Vorstellungen, die sie sich *geben* andererseits. Und diese Vorstellungen, vermittelt derer sie Wirklichkeit inszenieren, versteht Goffman als Mittel der Menschen, ihr Überleben bzw. Unterleben (vgl. 1973b) in gesellschaftlich vorstrukturieren Situationen zu sichern. Dies gelingt, weil und insofern alle Beteiligten typischerweise so etwas wie Regeln der Interaktion akzeptieren und anwenden und anderen unterstellen, daß sie sie ebenfalls (mehr oder weniger) befolgen. Bricht diese Interaktionsordnung auf oder zusammen, wird der einzelne für sich selber und für andere unweigerlich zum Problem, dessen Bewältigung wiederum den Rekurs auf weitere Regeln des Zusammenlebens erforderlich macht.

#### Zitierte Literatur

- R. J. Anderson, J. A. Hughes, W. W. Shurrock: *The Sociology Game*. London und New York: Longman 1985.  
 P. L. Berger, Th. Luckmann: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a. M.: Fischer 1969.  
 K. Burke: *A Grammar of Motives*. New York: Prentice Hall 1945.  
 E. Burns: *Theatricality*. London: Longman 1972.  
 Th. S. Eberle: *Rahmenanalyse und Lebensweltanalyse*. In: R. Hettlage/K. Lenz (Hrsg.): *Erving Goffman – Ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation*. Bern und Stuttgart: Haupt 1991, S. 157 – 211.  
 A. W. Frank: *Reality Construction in Interaction*. In: *Annual Review of Sociology* 5 (1979), S. 167 – 191.  
 E. Goffman: *Wir alle spielen Theater*. München: Piper 1969 (ursprünglich: *Presentation of Self in Everyday Life*. New York: Anchor Books 1959).  
 ders.: *Verhalten in sozialen Situationen*. Gütersloh: Bertelsmann 1971a.  
 ders.: *Interaktionsrituale*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1971b.  
 ders.: *Interaktion: Spaß am Spiel, Rollendistanz*. München: Piper 1973a.  
 ders.: *Asyle*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1973b.  
 ders.: *Das Individuum im öffentlichen Austausch*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1974.  
 ders.: *Stigma*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1975.  
 ders.: *Rahmen-Analyse*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1977.  
 ders.: *Erwiderungen und Reaktionen*. In: K. Hammerich/M. Klein (Hrsg.): *Materialien zur Soziologie des Alltags*. (SI 20 der KZISS). Opladen: Westdeutscher Verlag 1978, S. 120 – 176.  
 ders.: *Forms of Talk*. Oxford: Basil Blackwell 1981a.  
 ders.: *Strategische Interaktion*. München, Wien: Hanser 1981b.

- ders.: *Gescheh und Werbung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981c.  
 G. Gombas: ‚Situation‘ versus ‚Frame‘. In: *American Sociological Review* 42 (1977), S. 854 – 867.  
 A. Gouldner: *Die westliche Soziologie in der Krise*. Bd. 2. Reinbek b. Hamburg: Rowohlt 1974.  
 J. Habermas: *Theorie des kommunikativen Handelns*. Bd. 1. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1981.  
 W. Lipp: *Kultur, dramaturgisch*. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 9 (1984), H. 1 + 2, S. 8 – 25.  
 J. Lofland: *Erving Goffman's Sociological Legacies*. In: *Urban Life* 13 (1984), H. 1, S. 7 – 34.  
 D. MacCannell: *Erving Goffman (1922 – 1982)*. In: *Semiotica* 45 (1983), H. 1/2, S. 1 – 33.

- S. H. Riggins (Hrsg.): *Beyond Goffman. Studies on Communication, Institution, and Social Interaction*. Berlin, New York: Mouton de Gruyter 1990.  
 A. Schütz: *Wissenschaftliche Interpretation und Alltagsverständnis menschlichen Handelns*. In: Ders.: *Gesammelte Aufsätze, Band 1*. Den Haag: Nijhoff 1971, S. 3 – 54.  
 G. Simmel: *Zur Philosophie des Schauspielers*. In: Ders.: *Das individuelle Gesetz*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1968, S. 75 – 95.  
 H. Steinert: *Das Handlungsmodell des Symbolischen Interaktionismus*. In: H. Lenk (Hrsg.): *Handlungstheorien – interdisziplinär, Band 4*. München: Fink 1977, S. 79 – 100.

Jörg Johannes Heidrich

## Wird der nächste Krieg im Kinderzimmer vorbereitet? – Faszination und Gefährlichkeit von Computerspielen

*Der Computer nistet sich anscheinend unauffhaltsam in alle Lebensbereiche ein, auch in einem so ganz menschlichen Feld wie dem zweckfreien Spiel. Besonders auf Jugendliche übt er eine Faszination aus, die die Erwachsenen meist aus Unkenntnis der Maschine und ihrer Programme nicht nachvollziehen können. Zumindest aber Lehrer und Eltern sollten sich doch der Mühe unterziehen, diese Geräte und ihre Spiele selbst kennenzulernen, um mit ihren Kindern im Gespräch zu bleiben, denn pädagogisch problematisch sind besonders die vielen Computer-Kriegsspiele.*

Durch die gestiegenen Fähigkeiten der Computer im Bereich der graphischen und sprachlich-musikalischen Ausgabe eignen sie sich für Simulationen der verschiedensten Art. Dabei werden reale Situationen des Lebens am Bildschirm nachgebildet und der Spieler hat viele Eingriffsmöglichkeiten in das Geschehen (im Unterschied zu einem passiv ablaufenden Film). Es geht dabei immer um die Frage „was ist, wenn ...?“ Und diese Frage kann man an den Geräten mit allen Konsequenzen durchspielen. Dies erzeugt die ungewöhnliche Faszination dieser modernen Maschinen.

Bekannt sind die Flugsimulationsprogramme, die auf millionenteuren Anlagen z. B. Fluggesellschaften zur Ausbildung und zum Training ihrer Piloten einsetzen. Flugsimulationen für Computer haben schon ein hohes Maß an Realitätsnähe erreicht, die modernsten Variationen dieser Spiele sind nur nach

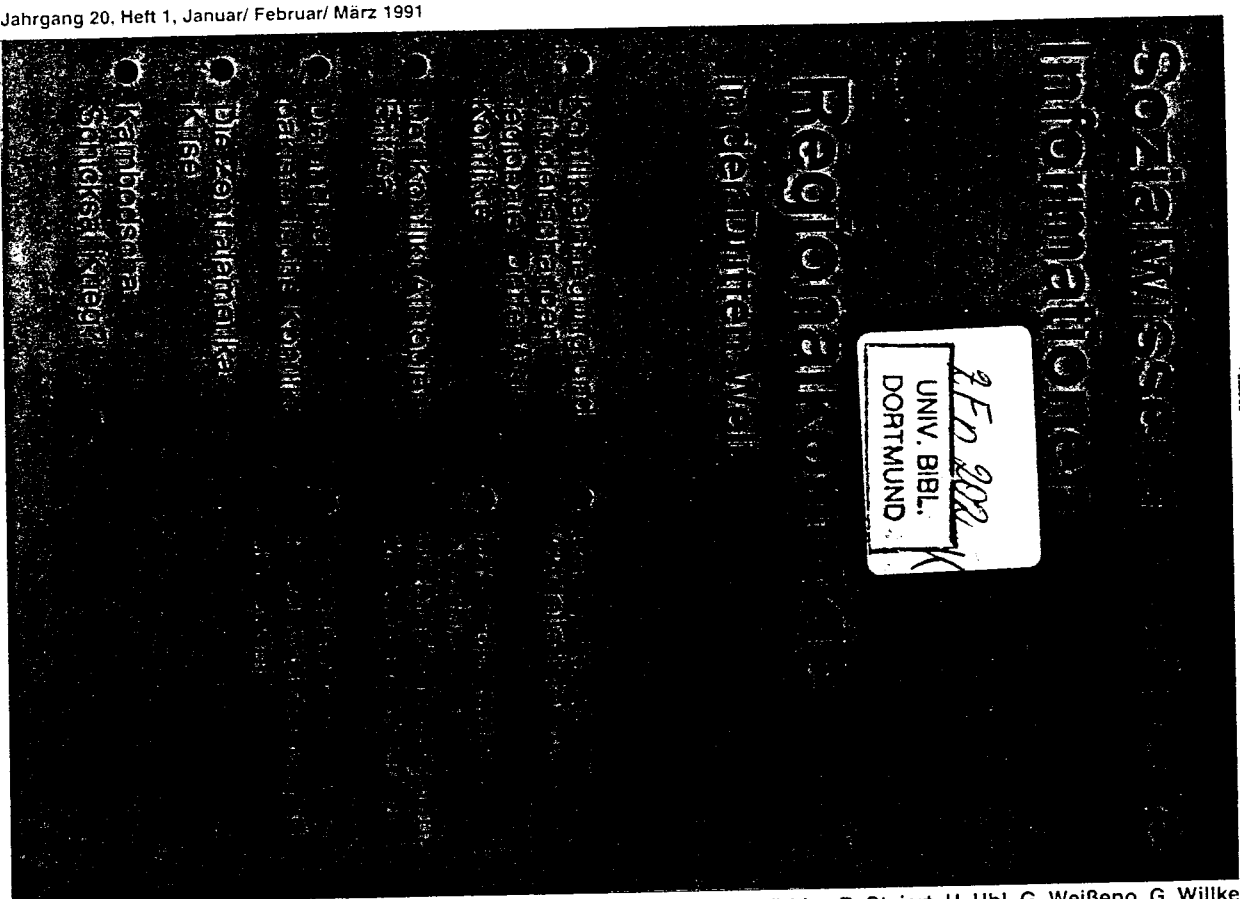
wochenlangem Üben zu beherrschen. Bedauerlicherweise gibt es für Computer die meisten, jugendliche sehr faszinierende Flugsimulatoren nur in Form von Kampfflugzeugen, mit denen man gleich noch das Abschießen von anderen Flugzeugen oder das Bombardieren von Zielen üben kann. Es gibt inzwischen auch die verschiedensten Auto-, Motorrad- und Schiffssimulationen. Und weil den Programmierern offenbar nichts Besseres eingefallen ist, bieten sie Panzer-, Kanonen-, Hubschrauber- und andere Kriegssimulationen an.

Neben der Simulation von Kriegsgeschehen gibt es auch strategische Kriegsspiele auf Landkarten, die gar nicht leicht zu bedienen sind. Dabei werden am Computer vergangene Schlachten und Kriege nach- oder neugespielt. Der Spieler bekommt das Gefühl, wie man noch besser Menschen massenweise abschlichten kann, um ein Gefecht oder um gar

# SOwJi

3 1. MAI 1991  
2 FN 2002  
Entschieden 1991

H 4136 F



Jahrgang 20, Heft 1, Januar/ Februar/ März 1991

Herausgeber: G. Hufnagel, A. Lüdtkke, R. Steiert, H. Uhl, G. Weißeno, G. Willke

Heft 1/91